

Laudatio auf Fritz Kater,
aus Anlass der Verleihung des Ludwig-Mülheims-Theaterpreises
am 25. November 2019

Personaltoilette im Klinikum Klagenfurt, Anfang der 90erjahre. Eine Frau, ein Mann, sie schwanger, er auf Krücken, rauchend am Fenster. Zwei Versehrte, eine Schicksalsgemeinschaft. Dass er ihr Peiniger war im noch immer tobenden Bosnienkrieg, darüber schweigen die beiden. „die liebe ist ein fluss. sie hört nie auf“, sagt SIE. Und ER: „oh doch, sie hört auf“. SIE: „nein“. ER: „oh doch“. SIE: „nein“.

Friesenstadion, im Volkspark Friedrichshain, Ende der 80erjahre. Zwei junge Frauen, Mädchen noch, steigen nachts über den Zaun, um heimlich im großen 50-Meter-Becken zu baden. Dann rauf auf die Häuserdächer. Dort liegen sie Wange an Wange, schauen in die Sterne, bis es Morgen wird, bis der Schornsteinfeger kommt. Der bringt Glück! War ein schöner Sommer, der schönste in ihrem Leben.

Schlesien, 1939. Ein Neunjähriger rennt. Der Sohn der Herrn Direktors ist jetzt der Sohn des Judenfreundes. Schwarze Hemden, schöne Stiefel. Hinter jeder Straßenecke wartet die Angst.

Zwei junge Menschen, die erste Reise nach Paris, die erste überhaupt. Ein Foto vor dem Rimbaudplakat, der Louvre, eine Madonna mit Kind. In der Pariser Vorstadt wohnt ein Onkel. Er heißt Philoktet und ist ein Alt-68er. Ho, Ho, Ho Chi Minh.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrter Herr Prälat Sauerborn, liebe Mitglieder des Kuratoriums, lieber Armin, es ist mir eine große Ehre, hier über einen Autor sprechen zu dürfen, der mir viel bedeutet. Und ich tue es in dem Wissen, dass viele Menschen – einige von Ihnen sind heute hier – besser über Fritz Kater Auskunft geben könnten als ich. Das sind Regisseurinnen und Regisseure, die die Texte von Fritz Kater über die vergangenen Jahre inszeniert haben, allen voran Armin Petras, aber auch andere... Das sind DramaturgInnen und TheaterleiterInnen, die diese Uraufführungen schon lange begleiten, länger als ich... Das sind auch die Schauspielerinnen und Schauspieler, die den Figuren von Fritz Kater über die vergangenen Jahrzehnte ihren Instinkt, ihren Witz, ihre Klugheit geliehen haben: großartige Kolleginnen und Kollegen, wirklich die besten, die ein Autor sich wünschen kann. Sie alle sind InterpretInnen, MitautorInnen, mit zu Ehrende – und die eigentlichen SpezialistInnen, denn dem Autor Fritz Kater begegnet man nicht auf Konzeptions-

proben, nicht auf Verlagsfluren, nicht bei Premierenfeiern... Kater schreibt keine monatliche Kolumne, gibt keine Interviews. Man begegnet ihm nur in seinen Figuren und in seinen Stücken. Lesen Sie sie, oder lesen Sie sie wieder, die neuen, und unbedingt auch die alten. Fritz Kater ist einer der großen Geschichtenerzähler der Gegenwart.

Winter 1968. Der Vater rennt zur Tür, draußen im Auto hupt Onkel Breuer. Die Kinder stehen in Schlafanzügen im Flur. Der kleine Peter hält sich an Ralfs Hand fest, er ist erst 5. Der Vater küsst die beiden Jungs, die Mutter weint. Onkel Breuer hupt und hupt. Vater muss sich beeilen, er weint jetzt auch, aber das hilft nichts. „ich hole euch nach“, ruft er und verschwindet. Hunde, die hinter Autos herlaufen. Frankfurt/Oder, ein Grillplatz am Fluss, Wernesgrüner und Kartoffelsalat. Ums Lagerfeuer dämmerige Gestalten. Mit Narben, mit Glatzen, mit Träumen. Ein Boxerleben ist kurz, mit 28 ist man alt.

Mansfeld im Südharz, Sachsen-Anhalt. Isabell betritt den Supermarkt und hat eine Erscheinung. Sie sieht Jesus am Fleischstand stehen. Sie erzählt ihm davon, wie es ihr so geht und was sie so versucht zu machen. Jesus nimmt einen Fisch am Rücken, dann ein Ei aus der Verpackung. Dann spricht Jesus, er ist Russe, ein Wort: „mutter“, sagt er, „ich suche mutter von ei“.

Fritz Kater schreibt seit 1990. Weil er sich seine Zeit mit Armin Petras teilt, schreibt er meist im Sommer, wenn die Theater zu und alle Theatermacher weit weg sind. Kater schreibt allein, in der Natur, oft in einer Hütte unweit der Elbe, so erzählt man sich. Ich war nie dort, aber ich stelle mir vor, dass der Wind durch die offenen Fenster streicht, dass die Tage dort lang und dass die Sommernächte warm sind, dass nachts ein weiter Himmel über den Bäumen und den Elbauen steht.

Viele Kater-Figuren sind solche Zu-den-Sternen-Gucker, fast alle Kater-Stücke spielen draußen. Es sind Theatertexte, durch die der Wind geht, die Hitze und der Regen. Sie spielen auf Straßen und Plätzen, an der Autobahn, im Wald, am Fluss, in der Savanne, an den Beton-Tischtennisplatten zwischen den Neubauten, am Rand der Städte, dort „wo die Straßen noch keine Namen haben“. Dort sind die Theaterfiguren von Fritz Kater, ja was eigentlich, nicht daheim, nicht umfassen, nicht aufgehoben. Es sind Unbehauste, Abgebrochene. Sie stehen im Wind, im

Regen, in der Sommerhitze, in der Nacht, unterm Himmel. Sie schauen rauf. Und dort steht nichts geschrieben.

In einem der frühesten Theatertexte von Fritz Kater, *Krieg, böse III (Sarajewo)*, taucht so ein Himmelsträumer auf: Ein junger, kriegsverletzter Musiker macht dort den Vorschlag, auf dem Planeten Venus einen Schalltrichter zu errichten, ein Schallwellenauffangsegel, versehen mit entsprechender Technik, gespeist von drei gewöhnlichen Atomkraftwerken, so stellt er sich das vor. Das wäre nützlich, denkt er, denn jede einmal angeregte Schallwelle, als Musiker weiß er das, wird zwar schwächer mit der Zeit, aber sie verschwindet nie ganz. Jedes Hornkonzert, so schreibt Kater, fliege deshalb bis in alle Ewigkeit irgendwo durchs All. Auch jeder Atemzug einer Blume. Auch jeder Seufzer eines Leidenden, jeder Schrei, der ruhelos durchs Universum zieht, könne eingefangen und auf der Venus aufgezeichnet werden – auf dass alle Gemarterten dieser Welt, alle verdorrten Seelen wüssten, das ihr Leid nicht ungehört bleibe, nicht ohne eine Spur vergeht. Dieses frühe Stück, *Krieg, böse*, wird 1994 am Kleist-Theater in Frankfurt an der Oder uraufgeführt. Ganz am Rand, auf der fernstmöglichen Umlaufbahn des noch jungen gesamtdeutschen Staats baut Fritz Kater seinen Trichter auf. Und hört vom Osten her hinein ins Land, zeichnet die Schallwellen auf: die Schallwellen der wiedervereinigten Deutschen, vor allem die Geschichten derer, über die niemand schreibt, die niemand für literaturfähig hält, denen niemand so zuhört wie Fritz Kater es tut.

Ebenfalls im Jahr 1994 wird *Ejakulat aus Stacheldraht II* uraufgeführt, in den Folgejahren ziehen die Kater-Texte von Frankfurt nach Nordhausen. Als Kater im Jahr 2000 dann ein Stück über Frankfurt an der Oder schreibt, ist das Kleist-Theater schon abgewickelt. *Vineta* heißt diese Stadt – ganz selbsterklärend – in Fritz Katers Theatertext.

Wichtige Theaterstücke entstehen nun in schneller Folge, am Thalia-Theater werden daraus wichtige Inszenierungen: *zeit zu lieben zeit zu sterben* und *WE ARE CAMERA/jasonmaterial* erzählen von einem versunkenen Land: Erinnerungsfetzen an eine Jugend in der DDR... ein Vater flieht ohne seine Familie in den Westen... ein anderer Vater flieht mit seiner Familie in den Osten... Stücke wie *Sterne über Mansfeld* oder später *HEAVEN (zu tristan)* und *we are blood* schreiben diese Geschichten fort: in die Prignitz der Nachwendejahre, nach Wolfen nahe Bitterfeld, ins Mansfelder Land. Kater macht die Restbewohner dieser Landschaften zu seinem Thema; er macht sie groß, erklärt die Verlierer der Nachwendezeit zu

seinen Dramenhelden, zu Tristan und Isolde, zu Jason und Medea, ohne zu romantisieren, ohne sie in Schutz zu nehmen, ohne ihnen Diagnosen zu stellen, ohne ihnen helfen zu können. Vineta ist untergegangen, alle 100 Jahre taucht sie auf. Darauf warten die Überlebenden wie Vergessene zwischen den Zeiten. Kater hört ihnen zu, dem Tiefsinn und dem Unsinn, den sie von sich geben. Und macht daraus Theatertexte voll Witz und voller Trauer. Es sind Mikrokosmen, die ihren Ort und ihr Milieu haben – und die gleichzeitig darüber hinausweisen. Ich komme ganz woanders her, trotzdem kann ich mit diesen Figuren immer schon lachen und weinen. Fritz Kater kennt diese Penner, diese kaputten Krüppel, diese Nazis, Vogelkundler, Autoschieber, Boxer, Säufer, Hobbygangster, Ex-Schönheitsköniginnen von Luckenwalde. Und Kater glaubt entgegen aller Wahrscheinlichkeit daran, dass die Schallwellen der Unterlegenen eine Rolle spielen im großen Menschheitskonzert. Das, glaube ich, eine Art Liebe zu dem, was einfach da ist, macht diese Texte sehr besonders.

Silvesternacht 1969, Helsinki, Hotel Europa. Eine Suite im 24. Stock. Jason und die beiden Kinder, schlafend. Medea, wach, am Fenster. Draußen Schneegestöber. Morgendämmerung. Im Osten erhebt sich die Sonne über der schlafenden Stadt. Köpenick, frühmorgens vor einer Filiale der Dresdner Bank. Sebi, Dirk und Martin sitzen im zitronengelben Zweiergolf. Früher haben alle Drei mal was mit Kunst gemacht, jetzt schlagen sie sich so durch. Sebi legt eine Kassette ein. Noch einmal die Sex Pistols. Dann zieht er die Gesichtsmaske auf, verlässt den Wagen und geht mit geladener Waffe auf die Bank zu. Es ist 9:30 Uhr. Die Tür ist zu. Neue Öffnungszeiten. Schweine.

Hongkong, Jakarta oder Bangkok. Ein Haus vor der Stadt. „musik? / ja, bitte!“ Man hört die Kindertotenlieder. Lin raucht, ihr Blick wird neblig, ein Drache fliegt durch den Raum, dann der Zauberer, hinter ihm eine kleine Windhose. Alle Sachen beginnen zu fliegen, Essen, Zeitungen, Bücher, Kleider, aber nicht wie ein Sturm, sondern eher wie ein Tanz. Als wären die Dinge verabredet miteinander. Durchs offene Fenster dringt der Duft verblühter Orangenbäume. Die Nacht ist dunkel und heiß und nass.

Seit Mitte der 90er Jahre hat Fritz Kater etwa 20 Stücke geschrieben. In Wahrheit sind es wohl einige mehr, offizielle Zahlen gibt es nicht. Von Beginn an schreibt Kater seine Geschichten in Begleitung verwandter Geister. Seine Theatertexte sind

voller Referenzen an andere Autorinnen und Autoren, auf die er zu Beginn oder am Ende seiner Stücke detailliert verweist. DDR-AutorInnen wie Brigitte Reimann, Franz Fühmann, Werner Bräunig haben in den Texten Spuren hinterlassen, der Exilpöle Marek Hłasko, der ungarische Revolutionär Sándor Petőfi, alle Russen, auch Amerikaner und Briten, die alten Griechen, Thomas Brasch, Texte von Eichendorff und Hans Christian Andersen, Rolf Dieter Brinkmann und Georges Bernanos. Mal überschreibt Kater ganze Romane wie Leonhard Franks *Von drei Millionen drei*, mal übernimmt er ein Motiv, dreht es um und formt es neu, setzt ein zweites daneben, ein drittes. Wie ein Gastgeber bevölkert Kater seine literarische Landschaft: Led Zeppelin, Novalis, der Minotaurus und Johannes Kepler stehen dort als Grüppchen beisammen. Jonathan Littel neben Anna Seghers. Bildende Künstler wie Martin Kippenberger oder Francis Bacon, Filmemacher, Hirnforscher schauen zur Tür herein. Es gibt Dauergäste wie Heinrich von Kleist, Heiner Müller, Einar Schleaf, Charles Darwin. Das sind Freunde. Mit denen kann man richtig reden. Und ganz unbekannte Gesichter. Oder wer kennt den sowjetischen Theatermacher Alexei Arbusow und seinen dramatischen Erstling *Tanja*? Kater kennt ihn, kennt sie alle, lässt sie miteinander tanzen oder stellt sie schroff gegenüber wie einander fremde, schwarze Monolithe.

In der Ausstellung, die zurzeit hier in Kolumba zu sehen ist, stehen sich drei Jahreszahlen gegenüber: 1919, 1949 und 1969 (wichtige Jahre übrigens auch für Fritz Kater). Die Ausstellung präsentiert Künstlerinnen und Künstler, die aus diesen drei Zeiten heraus, von den Rändern der Kriege aus, den heißen und dem kalten, ins Heute hinüberschauen. Es sind Kunstwerke, die sich hier im Haus begegnen, die sich in dieser Begegnung wechselseitig vergrößern und die dann wieder in die Archive verschwinden. Ein solcher Transitort, solche Bedeutungs-generatoren sind auch die Stücke von Fritz Kater. Wie hier im Museum begegnen sich in Katers Stücken Dinge, die im Aufeinandertreffen einen Blitz erzeugen, einen neuen Ton, einen über die Größe des jeweils einzelnen hinausgehenden Sinn: der Krieg und die Schönheit, Mittelalter und Moderne, Tod und Liebe, Profanes und Heiliges treffen aufeinander – und Künstlerinnen und Künstler aus allen Zeiten. So kommt es, dass es in Katers Texten gelegentlich ein wenig wimmelt. Nicht vor Figuren, eher vor Themen und Motiven. Katerstücke sind nie klein, sie fließen nie gleichmäßig und ruhig. Wenn man sie gelesen hat, hat man oft das Gefühl, man habe viele Räume durchschritten, manche in rasendem Tempo – dann ergeben zwei Zeilen eine Figur, drei Dialoge eine Szene, ein Absatz ein Jahrhundert. Dieses atemlose Stakkato ist ein typischer Kater-Sound. Dann Vollbremsung, mitten

hinein in die gleißende Stille eines Augenblicks. Ein Panzer, festgefroren im Eis. Um ihn das Licht des Friedens und die unlesbaren Fresken des frisch gefallenen Schnees. Manchmal tun sich mitten in den Texten Abzweigungen auf, wie Wurmlöcher in andere Erzählgalaxien. Zum Beispiel im 2015 entstandenen Stück *I'm searching for I:N:R.I.:* dort blitzen in die Dialoge der beiden Hauptfiguren Maibom und Rieke Diskurse zur Bachschen Kunst der Fuge. Kurz darauf öffnen sich mythologische Regionen: Orpheus, Tantalos, Prometheus ... Hades, Höhle, Hölle tun sich auf und schließen sich wieder. Fritz Katers Texte sind keine Straßen, sondern Häuser. Oder Wälder. Manchmal passiert es, dass man aus dem Sommer kommt und einen Kater-Text im Postfach findet, der noch nicht im Lektorat war. 120 Seiten, kein Punkt, kein Komma. Dschungel, Gestrüpp, der Hunsrück, die Mondlandung, West-Tansania, unberührtes Land. Das sind dann aufregende Reisen, wilde Landschaften aus Kleinbuchstaben, durch die man staunend geht.

Wolfen in Sachsen-Anhalt, 44 000 1990, 25 000 2005, macht 19 000 minus. Plattmachen ist hier keine Metapher, in Wolfen ist es still. Wo die entvölkerten Plattenbauten aufhören, beginnt eine leere Landschaft. „Ich habe keinen Himmel mehr über mir, es gibt nur noch leeren Raum“, sagt der Psychiater Königsforst. Prignitz, Brandenburg, 2008. Zweimal im Jahr kommen die Kraniche. Einmal im Herbst, einmal im Frühjahr. In den Auen der Elbe ruhen sie aus und fliegen dann weiter, nach Süden oder dem arktischen Sommer entgegen.

21. August 1968, die Truppen des Warschauer Pakts haben den Prager Frühling beendet. Der Aufstand ist niedergeschlagen, und trotzdem noch da. Er sitzt in den Steinen auf dem nassen Platz dieser Stadt und denkt darüber nach, was für die seinen am besten wäre. „kunst ist revolution oder nichts“.

Montag, 21:12 Uhr. Missy und August auf der Straße. Es regnet weißes Pulver, es herrscht Chaos und Krieg. Die Sirenen brüllen. Missys Augen sind rot und groß wie Ampeln.

Als ich erfahren habe, dass Fritz Kater einen Theaterpreis für religiöse Dramatik bekommt, habe ich kurz gestutzt. Und dann hab ich mich gefreut. So wie man sich freut, wenn man etwas Kluges hört, auf das man selbst nicht gekommen wäre. Ich glaube, dass es manchen Kolleginnen und Kollegen ähnlich ging. Denn dieser Preis passt sehr gut zu Fritz Kater.

Er passt nicht deshalb zu Kater, weil der Henschel-Verlag, der die neueren Theatertexte des Autors vertritt, in seiner offiziellen Autorenbiografie auf „frühe Theatererfahrungen im kirchlichen Bereich“ verweist. Die Biografie ist im Detail nicht verifizierbar.

Er passt auch nicht deshalb zu Fritz Kater, weil der Autor in seinem Stück *Sterne über Mansfeld* ganz überraschende Detailkenntnisse offenbart: Ein Priester und ein Pastor plaudern dort über den Korintherbrief, über Fragen der Diözesanverwaltung, über die Schwierigkeiten der Ökumene, über die bildliche Darstellbarkeit Christi und über die Binnengliederung des Vatikan. Das ist wirklich sehr lustig, aber für diesen Preis nicht von Bedeutung.

Der Preis passt deshalb zu Fritz Kater, weil der Autor die Räume, in denen wir leben, als leer erlebt und weil er diese Leere als Schmerz beschreibt. Er schreibt über Menschen, die einen stummen Himmel über sich haben, und einen leeren Boden unter sich. Er schreibt über den Schmerz, den es bedeutet, nirgendwo hinzugehören, nackt auf einer Kugel im All zu stehen. Zu sterben. Nichts zu hinterlassen. Es gibt keinerlei Grund zu der Annahme, dass Fritz Kater die Existenz Gottes für eine plausible Hypothese hält. Wenige Kater-Figuren tun das, aber viele schreien ihren Schmerz darüber heraus: „es gibt kein warum / es gibt 3 kelvin im all und / gott ist eine alte keksbüchse, die man nicht wegschmeißen kann“, sagt John in *we are camera*. „ich wache auf und bete zu einem gott, an den ich nicht glaube“, sagt der Vater im Stück.

In den vergangenen sechseinhalb Jahren hat Fritz Kater fünf Theaterstücke geschrieben: *5 morgen*, *Buch*, *I'm searching for I:N:R:I*, *love you*, *dragonfly* und *heiner 1-4*. *5 morgen*, das erste dieser Stücke, erzählt von einer Stadt im Katastrophenalarm, *heiner 1-4*, das jüngste davon, vom Lieben und Sterben eines Dichters. Was alle fünf Texte eint, ist der Wunsch, den großen Fragen nahezukommen. Diese Fragen nach Inhalt und Sinn eines Lebens sind auch für andere Katertexte wichtig. Aber in den neueren Stücken werden sie noch einmal drängender, sie liegen offener da, schieben sich in die Titel und rücken ins Zentrum der Stücke ein.

In seinem Stück *Buch* beschreibt Fritz Kater – so der Untertitel des Stücks – *Cinco ingredientes de la vida*, fünf Bestandteile des Lebens. In fünf Geschichten, von 1966 bis in die Gegenwart, erzählt er von der menschlichen Befähigung zu *Utopie* und *Fantasie*, vom Verhältnis von *Liebe und Tod*, von *Instinkt* und zuletzt von menschlicher *Sorge*. So ist die fünfte Lebensingredienz betitelt. Aus fünf

Perspektiven schaut Kater auf das Leben und auf das, was es reich und was es schwer macht. Utopie, Fantasie, Liebe und Tod, Instinkt und Sorge.

Fritz Katers Stück *love you, dragonfly*, uraufgeführt im Jahr 2016, reiht sechs Erzählungen aneinander: *sechs versuche zur sprache des glaubens*, so lautet hier der Untertitel. In sechs Geschichten, sechsmal hintereinander weg, und jeweils versuchsweise, fragt Fritz Kater nach sechs Varianten zu glauben: *Liebe* heißt ein Kapitel: Liebe zwischen Menschen, Liebe zu seinem Land. *Familie* heißt ein anderes. Der Glaube an den *Fortschritt*, den amerikanischen Traum, an einen *Gott*, der bei Kater hinter den nassen Wäldern wohnt, an den Geruch der *Freiheit* und zuletzt schlicht der Glaube an ein *Leben*. Liebe, Familie, Fortschritt, Gott, Freiheit, Leben, die blutrote Fahne, eine schwarze Zunge, golden times, ein Quadrat von Malewitsch, Bilder in Sepia, das Dämmerlicht einer Jurte. Sechs kleine Stücke, sechs Jahrzehnte, sechs Schauplätze zwischen L.A. und Kirgisien, sechs kleine Rätsel, dem Leser oder Zuschauer als Frage aufgegeben, sechs Vorschläge in Sachen Sinnstiftung. Und eine Einladung, sich einer oder mehrerer oder keiner dieser Vorschläge anzuschließen.

Zuletzt: eine Widmung. Viele Kater-Stücke tragen solche Widmungen: „Für jimmi dean und die anderen ohne väter“ heißt eine. Oder eine andere, schlicht: „für freunde“. Auch *love you, dragonfly* hat eine solche Zueignung. Dort steht: „für alle, die zu schwach sind, das leben einfach so auszuhalten“. Das ist eine besonders schöne Widmung. Denn ebenso gut könnte dort stehen: Für alle Kater-Figuren. Vielleicht auch: für mich. Das Leben einfach so aushalten. Fritz Kater kann es nicht. Deshalb – glaube ich – schreibt er.

Ich komme zum Ende, obwohl es noch viel zu sagen gäbe. Ich hätte gerne noch über Armin Petras gesprochen. Denn Fritz Kater ist auch deshalb ein guter Autor, weil er sich nicht um Fragen der Umsetzbarkeit kümmert, je länger, je weniger, so scheint es. Armin Petras wiederum verteidigt als Regisseur das Bühnenereignis gegen die Ansprüche des Autors. Die beiden schenken sich nichts. Selbst in Uraufführungen fehlen ganze Textblöcke. Wo Kater Schwermut zulässt, verordnet Armin Spelastik, und so weiter. Die beiden sind ein gutes Team.

Ich hätte gerne noch über Humor gesprochen. Veranstaltungen wie diese tendieren zum Weihevollen. Kater-Texte haben diese Tendenz nicht.

Ich hätte auch gerne noch über Kinder gesprochen. Weil ich keinen Autor kenne, der so wahrhaftig über sie schreibt wie Kater. (Kater schreibt auch über Tiere, über Elefantendamen, Hyänen und Odins Raben. Aber nicht ganz so gut wie über

Kinder, finde ich). Er schreibt über Kinder am letzten Tag des Krieges. Über Kinder, die krank werden und sterben müssen. Über Kinder an einer Berliner S-Bahn-Station im Winter 1974. Vier und neun Jahre sind sie alt. Bruder und Schwester. Es schneit, wie schneien nur geht. Die beiden warten auf die Mama. Eine Szene voller Komik und voller wilder, ungezähmter Sehnsucht. Wer die beiden dort stehen gesehen hat, mit ihren Rotznasen, der vergisst sie nie. Es ist eines von vielen Bildern, die mir zufliegen, wenn ich an Fritz Kater denke. Eine von vielen Geschichten.

West-Tansania oder Hauptbahnhof Essen, 2006. Eine Spur im Sand, Blut. Hinter der Anhöhe ein Vogel Strauß, der mit einem Fuß im Bauch einer Löwin steht, die gerade stirbt. Der Strauß hat sie mit einem Tritt in den Bauch getötet und die ganze Strecke bis hierhin mitgeschleppt. Aber jetzt wird er sie nicht mehr los. Ich gehe hin, ziehe mit meinem Rüssel sein Bein aus der Löwin. Es geht schwer. Dann knackt es. Ich habe das Bein des Straußes gebrochen. Er wird sterben. Er schaut mich an. Ich gehe weiter.

Die Nacht vom 10. zum 11. Januar 1960, ein Hotel in der Eifel: Maibom, der Nazijäger und Rieke, die Nazihure... „ich liebe dich“, sagt er. „wenigstens etwas“, sagt sie.

1942, irgendwo in den Weiten Russlands rollen Züge voller Panzer Richtung Westen.

Das Berliner Ensemble am Schiffbauerdamm, 1995. Der Vulkan ist der Ort, in dem alles versinkt. Die Zeit und der Kommunismus. Riesig und lodernd kommt er von der Hinterbühne nach vorne gefahren. Schwarzer Regen. Windmaschinen. Oben auf dem Berg steht Hitler, unten Stalin. Um den Vulkan herum Sklaven, Soldaten, Bauern, Arbeiter. Das Ganze dauert 5 Minuten, dann Stopp. Licht im Saal. Heiner Müller tritt auf. Black.

Bernd Isele,
im November 2019